

Hans Heinrich Kunz (1793-1859)

Verfasser ist Johann Heinrich
Meyer (1804-1877)

Lehrer am Seminar in Küsnacht
1836-1856

0057

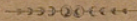
Stadtbibliothek Zürich

Nrk
7756
57

~~1859. 2.~~

Heinrich Kunz.

Lebensbild eines Industriellen.



Besser Reider, als Mitleider.

Separatabdruck
aus dem Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung.

a. Ludwig
Kunz



Zürich,

Druck von Dress, Füßli und Comp.

1859.

Heinrich Kunz.

Lebensbild eines Industriellen.

von alt Seminarlehrer J. H. Meyer

→→→○○○○←←← Künzacht

Besser Reider, als Mitleider.

Separatabdruck
aus dem Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung.

Zürich,
Druck von Drell, Füssli und Comp.
1859.

Journal des ...

... ..

... ..

... ..



... ..
... ..
1831

Der Mann, dessen Lebensbild wir einem größern Publikum in einigen Zügen vorzulegen gedenken; hatte das Schicksal fast aller eigenthümlichen Naturen; von Vielen lieblos bekritlet, von Manchen mißkannt und nur von Wenigen verstanden und begriffen zu werden, und wenn es auch uns nicht gelingen sollte, ihm in allen Dingen gerecht zu sein, so möge uns wenigstens die treue Absicht entschuldigen, welche uns dabei geleitet hat.

Heinrich Kunz wurde am 1. März 1793 in Netweil am Zürichsee geboren und am 3. getauft. Sein Vater, ein braver und rechtschaffener Mann, besaß ein kleines Bauergütchen und trieb neben der Landwirthschaft mit seiner zahlreichen Familie die Baumwolltuchfabrikation. Sein Streben nach bürgerlicher Freiheit verwickelte ihn in den bekannten Stäfner Memorialhandel; er wurde mit seinen beiden Brüdern vor den Richter gestellt und gestraft. Die Mutter, eine sehr verständige, thätige und willenskräftige Hausfrau, gab ihren Kindern eine höchst einfache, an Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Entbehrungen gewöhnende Erziehung und legte damit in das Gemüth des Knaben die Grundlagen zu jenen Eigenschaften, welche später den Mann so sehr auszeichneten. „Geh' doch ja nicht mitten in der kothigen StraÙe,“ soll auf seinem Schulweg der siebenjährige Heinrich zu seinem jüngern Schwesterchen gesagt haben, „Du verdirbst minder Schuhe und Kleider auf den Seitenwegen!“

Nach vollendetem Primarschulunterricht trat der talentvolle, aber nicht sehr geweckte Knabe in die damals rühmlich bekannte Privaterziehungsanstalt des Hrn. Fierz in Männedorf und besuchte dieselbe drei Jahre lang. Morgens und Abends, im Winter, wie im Sommer wanderte er täglich von Detweil nach Männedorf, eine starke Stunde weit, hin und her, lernte oft unterwegs sein französisches Pensum und seine Liederverse auswendig, und aus den zwei Schillingen, die ihm seine Mutter jeden Tag mitgab, bestritt er die Kosten seines Mittagmahls. Unmittelbar nachher trat er als Handelslehrling in das Comptoir einer Baumwollenspinnerei in Gebweiler, im Elsaß, und zeichnete sich daselbst durch Fleiß, Genauigkeit und Ordnungsliebe in seinen Arbeiten so vortheilhaft aus, daß er von seinen Principalen nicht nur die besten Zeugnisse, sondern auch die Einladung erhielt, nach vollendeter Lehrzeit seine Thätigkeit ihrem Etablissement zu widmen.

Inzwischen hatte sich der Jüngling angelegen sein lassen, außer den Comptoirgeschäften auch die Spinnerei genauer kennen zu lernen, und sein scharfer und richtiger Blick in das Geschäft lehrte ihn bald, wie lohnend, ja wie gewinnreich es wäre, wenn es ihm gelänge, seinen Vater zu bestimmen, mit der Errichtung von Handspinnstühlen einen Versuch zu machen. Immer reiflicher dachte er darüber nach, und alle seine Berechnungen überzeugten ihn immer tiefer von der Richtigkeit seiner Ansicht. Von da an ruhte er nicht mehr, bis es ihm gelungen war, seinen Vater und seine Schwestern für seine Idee zu gewinnen. „Eure Neuigkeiten,“ schreibt er von Gebweiler aus, „las ich mit Ver-

gnügen, daß man jetzt hie und da anfangs neue Spinnereien zu errichten, nur thut es mir leid, daß Ihr nicht auch schon Anstalten dazu getroffen habet. Ob schon ich längst wußte, daß sie für einen Fabrikanten, oder für einen Lohnspinner von unendlichem Nutzen sind, habe ich mich doch noch weiter darnach erkundigt. Mit einer sorgfältigen Kostenberechnung, welche dem siebenzehnjährigen Jüngling Ehre macht, und worin er bestimmt nachweist, daß man mit 14/40 Spindeln auf acht Spinnstühlen täglich 14 fl. Netto verdienen könne, fährt er also fort: „Man würde keine große Gefahr laufen, wenn man auch wieder englisches Garn beziehen könnte (was damals durch die Napoleon'sche Continentsperre verhindert war), selbst in dem Falle, da man den Schneller um einen Schilling oder um einen Kreuzer spinnen müßte; denn wohlfeiler ist es den Engländern auch nicht möglich. Es werden hier überall neue Spinnereien errichtet und die alten vergrößert, ein Beweis, daß sie gewiß erträglich sind.“ Und in einem spätern Briefe an seine Schwester sagt er: „Bis einmal alles eingerichtet wäre, würde es, wie schon gesagt, viel kosten, aber dann könnte man auch Woche für Woche ein schönes Sümmdchen verdienen. Ich bitte Euch also, keinen Augenblick zu zaudern und mir Euern Entschluß zu melden. Uebrigens thäte der liebe Vater gut, wenn er bald einmal hieher käme; da könnte er schon im Gange sehen, was man dort zu errichten sucht.“ Dem Vater schreibt er am 9. September 1810: „Was Ihr mir wegen einer Spinnerei sagt, freut mich sehr, daß Ihr darauf denkt und Lust habet, so was anzufangen. Bis es eingerichtet wäre, würde es freilich

eine große Summe Geldes kosten; aber der Erfolg wäre so wenig zweifelhaft, daß ich gewiß alles daran setzen würde.“

Diesen dringenden Briefen legte er genaue Zeichnungen von Spinnstühlen und Vorwerken und ihren Bestandtheilen bei, um dadurch ungeübte Arbeiter in den Stand zu setzen, dieselben zu verfertigen und zu konstruiren. „Ich empfehle Euch,“ sagt er hierüber, „den Leuten einzuschärfen, exakte und gute Arbeit zu machen, damit Ihr nicht, wenn sie einmal beendigt ist, erschrecken müßt, Eure Metiers gegen andere zu betrachten.“

So ging seine beständige Sorge dahin, durch Ermunterung und gute Rätze seinen Vater und seine Geschwister zu unterstützen und für den neuen und lohnenden Industriezweig ganz in ihrem eigenen Interesse zu gewinnen. Wirklich kaufte dann der Vater im Frühling 1811 ein geeignetes Heimwesen in der Gusch bei Detweil, in der Absicht, daselbst den Estrich so einzurichten, daß er zur Ausnahme von etlichen Handspinnstühlen sich eignete. Der junge Kunz sah es nicht ungern, doch war er nicht ohne Bedenken darüber, denn bald nachher schrieb er an die Schwestern: „Daß der liebe Vater die Gusch gekauft hat, wird Euch angenehm sein; denn Ihr werdet nun aus einer Bauernhütte in einen Palast versetzt. Wenn wir die Binde ohne große Abänderungen dazu einrichten können, Spinnmaschinen darin zu stellen, so daß es heiter genug wäre, so ist die Acquisition dieses Hauses nicht ungeschickt für uns. Wenn dieses aber nicht sein könnte, so hätten wir bei diesen bösen Zeiten noch im alten wohnen können. Auf die Grundstücke würde ich

aber dem Vater rathen, Verzicht zu leisten, denn ich finde es nicht vortheilhaft, den Fabrikanten und den Bauern zugleich machen zu wollen.“ Bestandtheile zu Spinnstühlen, welche man im Elsaß besser und wohlfeiler liefern konnte als in der Schweiz, wie Cylinder und Spindeln, kaufte der junge Kunz an Ort und Stelle, sandte sie heim und erkundigte sich stets, wie weit das Unternehmen vorgerückt wäre. „Von den Spindeln hab' ich noch keine Nachricht, wann sie anlangen werden. Euer Stillschweigen aber macht mich denken, daß Ihr darauf nicht sehr pressirt seid, und doch hätten in dieser Zeit mehr als die 700 gesandten in Gang gesetzt werden sollen. Ich habe schon mehrere Mal vernommen, daß die Stäfner und Mändörfler Spinnereien recht gutes Garn liefern, aber von den Detweilern konnte mir Niemand Auskunft geben.“

Das Jahr 1811 war aber auch ein gar schweres Jahr für den Vater und die Familie. Der Ankauf des Gutes in der Gusch um 12,000 fl., die unerläßlichen Bauten, die Anschaffung und Herstellung der Spinnstühle kosteten schwere Summen, die beim gänzlichen Stocken alles Verkehrs fast nicht zu erschwingen waren; das sah der Sohn wohl ein. „Der gegenwärtige Zeitpunkt,“ schreibt er seiner Schwester, ist äußerst böß für uns, so daß er den lieben Vater zwingen könnte, zu verkaufen, was an Waaren vorrätzig ist. Aber schicket Euch in Alles; wenn einmal das gröbste überhauen ist, so geht es schon besser.“

In Gebweiler gefiel es ihm immer besser, der junge Kaufmann nahm an Spaziergängen, an Bällen und öffentlichen Lustpartieen Antheil und war überall wohl gelitten.

Im Verkehr mit der gebildeten Welt eignete er sich hier jene aristokratischen Manieren an, jenen sichern Takt, der an ihm im gesellschaftlichen Umgang nie eine bürgerliche Herkunft hätte errathen lassen. Der Wunsch, seiner Familie nützlich und selbst bald unabhängig zu werden, lag ihm näher am Herzen, als ein fröhliches und behagliches Leben, also beschäftigte er sich immer ernstlicher mit dem Gedanken an die Rückkehr in seine Heimat. „Ihr fraget mich, ob ich nach Haus kommen oder mich hier etabliren wolle, darauf weiß ich noch keine bestimmte Antwort. Wenn aber der Gewerbe bei Euch nur ein wenig geht, so glaube ich, wäre es das Beste, wieder heim zu kommen und dort zu nützen und zu helfen, was ich könnte.“

Gegen das Ende des Jahres 1811 erschien er bei den Seinen und übernahm die Leitung des neugegründeten Geschäftes; aber er betrieb es mit mehr Energie als der Vater. Eine Zeit lang trug er selbst im grünen Reisefäcklein die ersten Erzeugnisse seiner Industrie zum Verkauf nach Wädenschweil, um zu erfahren, welche Mängel sein Garn noch hatte und weil er wußte, daß gewiegte Kaufleute hierin die ersten Kenner sind. Jeder gewonnene Thaler floß wieder in's Geschäft und ward auf dessen Erweiterung und Verbesserung verwendet. Der junge Mann richtete sofort sein Augenmerk darauf, sich das Wasser dienstbar und dadurch viele Menschenhände entbehrlich zu machen. Diese Ersparniß war nicht der einzige Gewinn: sein Fabrikat wurde bei der gleichmäßigen Drehung der Spindeln besser und schöner und der Absatz sicherer. Er verband sich mit einigen jungen, strebsamen Kaufleuten zur Errichtung einer Spinnerei in

Schaffhausen, und miethete zu gleichem Zwecke, jedoch für eigene Rechnung, die Stägemühle bei Weßikon. Damit waren die größten Schwierigkeiten überwunden, der Gewinn floß reichlich und ward immer wieder in's Geschäft gesetzt. Kunz entfaltete je mehr und mehr ein hervorragendes Organisationstalent, einen seltenen Scharfsinn in der Beurtheilung von Menschen und Sachen, große Willenskraft und Thätigkeit, und dabei eine Anspruchslosigkeit und Solidität, daß jeder rechtschaffene Mann und je die hervorragendsten Kaufleute in Zürich und Winterthur gerne mit ihm verkehrten und alle darin übereinstimmten, er sei ein Mann von Wort.

Er war noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, als er den kühnen Entschluß faßte, am Nabache in Oberuster eine der ausgedehntesten schweizerischen Spinnereien zu bauen. Bei dem enormen Geldauswand, den die Erstellung und Betreibung dieses Etablissements erheischte, verbreitete sich das Gerücht, Kunz übergreife, er verbaue sich, Oberuster koste ihn wohl das acht- bis zehnfache seines Vermögens. Dem war aber nicht also; Kunz hat so zu sagen in seinem ganzen Leben nie Geld entlehnt, und es war eine seiner löblichen Eigenschaften, mit fremdem Gelde nicht zu spekuliren und nie eine Unternehmung zu wagen, der er nicht aus eigenen Kräften gewachsen war. — Nach zwei Jahren war der Bau vollendet und die Werke im Gang. Vater und Sohn arbeiteten gemeinsam, doch hatte dieser die Leitung des Ganzen ausschließlich übernommen; den reinen Gewinn theilten sie sich zu gleichen Theilen. Im Jahr 1825 starb der Vater und hinterließ ein Vermögen

von 250,000 fl. Von nun an stand Heinrich Kunz allein, einige Jahre lang von einer Schwester unterstützt. Ein Jahr später stieg das Etablissement in Niederuster und drei Jahre darnach dasjenige von Windisch empor. Diese Gemeinde, welche das große und schöne Werk „sowohl in ökonomischer Hinsicht, als vorzüglich darum für ein Glück des Orts ansah, weil ihr dadurch die Anwohnung eines edlen und allgemein geschätzten großen Mannes zu Theil ward“ schenkte ihm einmüthig das Bürgerrecht. Im Jahr 1831 kaufte er die Fabrik im Kempthal, 1835 das Lokal zu Adlischweil, auf dem er später einen neuen Bau aufführte, und fast gleichzeitig gründete er seine fünfte industrielle Unternehmung im Linththal am Fuße der Hochgebirge. Alle diese Schöpfungen waren im höchsten Flor, sie alle leitete er mit fester, starker Hand. Ueberall war strenge Ordnung gehandhabt, ein regelmäßiger Gang eingehalten, der jährliche Verkehr mochte sich auf 3½ Million und die ausbezahlten Arbeitslöhne auf 650—700,000 Franken belaufen. Er spannt jetzt mit Inbegriff von Norbas und Nathal, welches letzteres Etablissement er Ende der 40er Jahre errichtete, mit 145—150,000 Spindeln; er beschäftigte über zweitausend Arbeiter und einen Theil ihrer Familien, und war der größte Spinner auf dem Continent. Nach diesem Rang hatte er muthvoll gestrebt, und selbst England konnte ihn ihm kaum streitig machen.

Bisher war Kunz auf seiner Bahn rasch und glänzend fortgeschritten, ohne daß ein Unglück ihm in den Weg getreten wäre. Jetzt aber schien sich sein Stern verdunkeln zu wollen. Das unvollendet gebliebene Etablissement in Norbas mußte er von seinem Gründer übernehmen, weil ihm dieser die gelieferten

Werke nicht bezahlen konnte. Mit der Wolltuchfabrik in Fehraltorf büßte er bedeutende Summen ein; und als er von einer Geschäftsreise im Jahre 1831 zurückkehrte, fand er sein schönstes Etablissement in Oberuster eingäschert. Waarenvorräthe und Maschinen waren unversichert gewesen; er hatte einen bedeutenden Theil seines Vermögens eingebüßt. Als er überrascht und gerührt von dem Anblick der Zerstörung der Brandstätte sich näherte, wischte er den kalten Schweiß von der Stirne und verstummte. Und als zwei Tage später die falsche Kunde zu seinen Ohren kam, auch Windisch sei abgebrannt, sagte er gelassen: „In Gottes Namen! Wenn auch Windisch verbrannt ist, so werde ich mir doch zu helfen wissen!“ Mit aller Ruhe traf er Anstalten, auf der Brandstätte Ordnung zu schaffen, den Schutt wegzuräumen und Einleitungen zum Neubau zu treffen. Keinem Menschen gab er des Unglücks halber ein unfreundliches Wort, keinem machte er den leisesten Vorwurf; und als zu Windisch bei höchstem Wasserstand der Reuß die Dämme einbrachen, das Wasser in die Magazine drang und die Arbeiter sich der Gefahr aussetzen wollten, um abzuwehren und zu retten, rief er sie zurück, traf mit aller Gemüthsruhe die erforderlichen Anordnungen, und abermals hörte man weder Vorwurf noch Klage.

Von diesen empfindlichen Schlägen erholte er sich bald wieder, besaß er ja immer noch die Mittel, seine Geschäfte im Großen fortzusetzen und alle Umstände zur Mehrung des Gewinnes zu benutzen. Alle seine Einkäufe machte er gegen baar, und war der Moment dazu günstig, so griff er tiefer in die Kasse und bewerkstelligte sie in bedeutendem Umfange. Seine Garne zeichneten sich durch Schönheit und Dauerhaftigkeit aus und waren so gesucht, daß er sich um ihren Absatz in der Regel

wenig zu bekümmern brauchte. Uebrigens befolgte er dabei ein höchst einfaches Verfahren. Seine Preise standen meist höher, als die anderer Spinner und richteten sich nach seinen Vorräthen; häuften sich diese an, so erniedrigte er die Preise, schwanden sie, so verkaufte er theurer. Er besaß eine so gründliche Kenntniß der verschiedenen Baumwollsorten, der geschicktesten Art ihrer Mischung, der Erzeugungsfähigkeit der Maschinen, er wußte seine Arbeiter vom ersten bis zum letzten so an Genauigkeit und Sorgfalt zu gewöhnen, wie kein anderer Spinner, und es war eben so sehr die außerordentliche Tüchtigkeit zu seinem Geschäfte, als die immense Ausdehnung desselben, welche ihm den Namen „Spinnerkönig“ erwarb.

Feste, unwandelbare Grundsätze, die er zu eigener Richtschnur in ein Heft zusammengetragen hatte, leiteten ihn bei seinem großen Verkehr. Vor Allem hielt er auf Ordnung und Reinlichkeit, Sparsamkeit und Fleiß. Den Schmutz in den Spinnfäden duldete er eben so wenig, als alte, untauglich gewordene Maschinen. Für die Anschaffung vorzüglicher Werke reute ihn kein Geld, und um stets das Beste in dieser Beziehung zu besitzen, errichtete er eigene mechanische Werkstätten und besuchte bisweilen die hervorragendsten industriellen Unternehmungen in England und Frankreich. Wenn er auch stets raschen Schrittes die Sale durcheilte, so entging seinem Scharfblick doch nicht die kleinste Nachlässigkeit oder Versäumniß, und er ahndete sie streng. Das kostbare Probeln haßte er und überließ es Andern. Den Einen Sperling in der Hand zog er den Hunderten auf dem Dache vor. Hatte sich aber eine neue Erfindung bewährt und konnte sie ihm dienen, so benutzte er sie. Jene Pläne und Zeichnungen, die er früher seinen Leuten aus dem Elsaß gesandt hatte, rührten nicht von ihm, sondern

von einem ihm befreundeten Arbeiter der Fabrik, Hrn. W., her. Er verstand nichts von höherer Rechenkunst, geometrischem Zeichnen u. dgl., und da ihm alle Theorie auf diesem Gebiete als das fünfte Rad am Wagen erschien, so verlangte er von seinen 70—80 Schlossern und Drechslern nie mehr, als daß sie Vollendetes genau nachbilden konnten. Nichts desto weniger gehörten die aus seinen Werkstätten hervorgegangenen Spinnmaschinen zu den dauerhaftesten, weil er dazu das beste Material und die größte Sorgfalt verwenden ließ. — Er duldet nicht, daß schlechte Fabrikate für gute verkauft wurden. Er vermied beharrlich den Verkehr mit solchen, welche er um Zahlung von Rückständen hatte rechtlich betreiben müssen. Seiner Vorsicht bei Darleihen und bei Ertheilung von Krediten im Geschäftsverkehr ist es zuzuschreiben, daß er verhältnißmäßig nur sehr geringe Verluste erlitt. Hatte er aber in jungen, unbemittelten Geschäftsleuten Redlichkeit und Tüchtigkeit erkannt, so kam er ihnen mit Vertrauen entgegen und eröffnete ihnen namhafte Kredite. Die Sorgfalt, mit der er seine Pläne überdachte, die eiserne Konsequenz, mit der er sie ausführte, führten ihn meistens zum vorgesteckten Ziele, und was man oft bei ihm der Günst des blinden Glücks zuschrieb, war die Frucht seiner geistigen und körperlichen Anstrengung.

Man wirft dem Verstorbenen oft Härte und Rücksichtslosigkeit gegen seine Untergebenen vor. Man hat ihn des Starrsinns, des gemeinsten Geizes, der niedrigsten Habsucht beschuldigt. Man hat behauptet, er habe durch allzukleine Löhne die Arbeiter zur Untreue und zum Diebstahl gleichsam verleitet; er habe in seinem Dienste verunglückte Arbeiter im Elende schmachten, und die Armen ungetröstet von sich gehen lassen. Durch die Einführung eines harten Bußen- und eines unerträglichen Spionir-

systems habe er die Arbeiter um einen Theil des sauerverdienten Lohnes und um ihren Frieden und ihre Ruhe gebracht.

Wir verzichten auf das alte „de mortuis nihil nisi bene,“ weil wir bestimmt wissen, daß der Verstorbene mit einer solchen Nachsicht nicht einverstanden wäre. Dagegen fordert die Gerechtigkeit, daß man über seinem Grabe diese harten Anklagen näher beleuchte, und an einen solchen Mann einen andern Maasstab anlege als den, welchen der große Haufe gewöhnlich bei der Hand hat.

Hart und rücksichtslos gegen Andere konnte er sein, und ist es bisweilen gewesen. Aber er war es auch gegen sich selbst. In Speise und Trank, in Kleidung und Wohnung vermied er nicht nur alles Ueberflüssige, sondern versagte sich alles Entbehrliche, und legte den strengsten Maasstab an sich selber und an seine Leistungen. Er verlangte von jedem seiner Arbeiter Anstrengung der Kraft und eine willige Hingebung an seine Pflicht, wie er das von sich selber verlangte, und weil er darin das einzige Mittel sah, vor Dürftigkeit und Armuth in der Zukunft sich sicher zu stellen. Jene ganzen und halben Müßiggänger, die unter dem Vorwand erlittener Krankheiten oder andern Unglücks die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen brandschätzen, durchschaute er sofort und wies sie schonungslos ab. Einzelne unterstützte er selten reichlich, in der Voraussetzung, daß sie sich selber helfen könnten, wenn sie ernstlich wollten. Brach aber ein Unglück über ganze Familien, Gemeinden und Gegenden (Erdbeben im Wallis) los, so erkannte er darin göttliche Heimsuchung und war mit Hülfe stets bei der Hand. Sein großer Irrthum bestand darin, vollkommen zu verkennen, daß von der Natur nicht jedem Individuum das Maas der Kräfte und der Mittel

verliehen ist, welches sie ihm hatte zu Theil werden lassen.

Auch starrsinnig konnte er sein und war er, wenn man sein unerschütterliches Festhalten an Grundsätzen und Maximen, die er einmal als richtig erkannt und bewährt gefunden hatte, Starrsinn nennen will. „Das weiß ich besser!“ war seine gewöhnliche Antwort auf Einreden in seine Pläne und Absichten. „So will ich's haben; so muß es sein!“ Ein tiefer Widerwille gegen alles unnöthige Bedenken und Zaudern, wenn einmal der Entschluß gefaßt war, erfüllte seine Seele; unaufhaltsam verfolgte er das vorgesteckte Ziel, ohne sich durch Hindernisse oder Einreden beirren zu lassen. In diesem Streben gingen alle seine Gedanken auf, und was nicht damit zusammenhing verlor für ihn alles Interesse. Dieser Starrsinn hat das Glarnerland entsumpft, den Tunnel unter der Themse gebaut und die Peterskirche in Rom. Dieser Starrsinn hat Kunz zum ersten schweizerischen Industriellen und zum reichen Manne gemacht. Ohne diesen Starrsinn bringt man überall nichts Großes und Dauerndes zu Stande. Als Kunz älter war, theilte er das Schicksal der Greise: er wurde einseitig.

Der Vorwurf des Geizes ist der gewöhnlichste, welchen man ihm macht und der ungerechteste. Der Geizige wird nie leisten, was Kunz geleistet, indem er vorweg sein ganzes Vermögen und seinen ganzen Gewinn industriellen Unternehmungen zuwandte. Der Geizige verbaut nicht 3½ Millionen, wie er, und gibt, wie er, hunderttausende von Franken für bloße Verschönerungen aus. Er spendet keine Beiträge an Brandbeschädigte, an Hilfsvereine, an Sängerkaste, an Straßen und andere industrielle Unternehmungen, und keine Unterstützungen an bedürftige Arme aus, wie Kunz erweislicher Maßen gethan

hat. Der Geizige scharret Haufen auf Haufen zusammen und verhungert auf seinen Schätzen. In den letzten zehn Jahren seines Lebens beließen sich seine bekannnten Schenkungen aller Art auf mehr als 23,000 Frkn., und was er sonst noch aus seiner Privatkasse im Stillen Gutes gethan, davon wissen, unter Andern, die Armen und Bedürftigen seines Geburtsortes zu erzählen. Allerdings hätte er auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit mehr thun können; allein wer will es ihm zum Vorwurf machen, daß er es nicht gethan hat? Seine Erben haben nachgeholt, was er versäumt. Ihm kommt das Verdienst ihrer reichlichen Schenkungen nicht unbedingt zu; aber es darf nicht unbeachtet bleiben, daß er sie durch seine Sparsamkeit ermöglicht hat, und daß es leichter ist, bei einem Nachlaß von nahezu 20 Mill. $\frac{3}{4}$ Millionen zu verschenken, als sie zusammenzulegen.

Ebenso unbegründet ist der Vorwurf, als habe er seine Arbeiter minder gut bezahlt als andere Fabrikbesitzer. Die Verödung seiner Etablissements wäre die natürliche Folge eines solchen Verfahrens gewesen, während die Zahl derer, welche zwanzig und mehr Jahre ununterbrochen in seinen Diensten gestanden, auf mehrere Hunderte ansteigt. Federlesens machte er übrigens nicht viel; Widerspruch vertrug er keinen; Vorschüsse an Tagelöhner machte er nie, und wer sich nicht unbedingt in alle seine Befehle fügen wollte, wurde sofort entlassen. Wer könnte aber auch ohne militärische Strenge eine so große Zahl und ein so buntes Gemisch von Arbeitern Jahr aus, Jahr ein in Ordnung halten? Kunz ging freilich noch weiter. Bei größern und kleinern Vergehen, bei Vernachlässigungen und Veruntreuungen aller Art, die jederzeit oft vorkamen, verließ er zu gern den Weg des Gesetzes und befolgte ein eigenmächtiges, oft unstatthaftes Verfahren. Der gewöhnliche Rechtsgang war

ihm zu schleppend, die mit den Prozessen verbundenen, endlosen Schreibereien waren ihm zu beschwerlich, zu den Beamten hatte er wenig Vertrauen, und es sagte seinem selbstherrlichen Wesen besser zu, einen Dieb mit einer tüchtigen Tracht Prügel fortzujagen, als sich vor den Gerichten mit ihm herumzuschleppen. Daneben erwarb er sich aber um seine Leute ein besonderes Verdienst. Er erzog sie, so zu sagen alle, für seine Zwecke. In den Werkstätten sowohl als in den Spinnereien arbeiteten die allervernachlässigtesten Leute, eine Menge solcher, denen es an jeder Schulbildung gebrach, die weder lesen noch schreiben konnten. War einer flink und geschickt, so versetzte er ihn auf einen höhern Posten, und je mehr seine Leistungen befriedigten, desto rascher rückte er vor. So waren alle seine Aufseher und die meisten seiner Comptoiristen, von der Pike auf dienend, an ihre Plätze gelangt, und suchten sie bessern Lohn oder mildere Behandlung, so gereichte es ihnen überall zur Empfehlung, in den Kunz'schen Etablissements praktisch vorgebildet worden zu sein. Das war ein Grund, und vielleicht der wesentlichste, warum er seine höhern Angestellten verhältnißmäßig viel weniger gut bezahlte, als die übrigen. „Sie sind durch mich geworden, was sie sind,“ sagte er, „wenn's ihnen nicht mehr gefällt, so können sie gehen. Bald werden Jüngere ihre Stelle besser versehen als sie.“ Das war auch meist der Fall, besonders seit den dreißiger Jahren, da die verbesserte Volksschule und insbesondere die Sekundarschulen ihm viele thätige und einsichtige Jünglinge lieferte. Die meisten seiner Untergebenen redete er mit „Du“ an, und war er zornig oder verstimmt, so behandelte er sie meist barsch und rauh, auch wenn dazu kaum die Veranlassung geboten war.

Kunz hatte ein strenges Bußensystem eingeführt und behielt die gefallenen Bußen zurück. Hierin that er zwar weder mehr noch minder als manche andere Fabrikbesitzer, allein es thut uns leid für den Verstorbenen, in seiner Lage dieses Verfahren nicht hinlänglich begründet zu finden. „Wer zahlt eigentlich diese Bußen? Wer anders, als ich selbst. Meine Arbeiter wissen, daß sie für jede Versäumniß und Vernachlässigung gestraft werden, wie anderwärts, und erhielten sie nicht bessern Lohn, so würden sie mich verlassen.“ So raisonnirte er. Wir aber sagen: Was hätte es dem reichen Manne geschadet, wenn er aus diesen Bußen eine Unterstützungskasse für alte und etwa verunglückte Arbeiter gegründet hätte? Wie manche Thräne hätte er damit trocken, wie manchen bitteren Vorwurf von sich abwenden können! Das Bußenwesen in den Fabriken ist ein Gegenstand, dem die Regierungen größere Aufmerksamkeit schenken sollten.

Auf seinen Comptoirs war die einfache Buchhaltung eingeführt. Magazin- und Lagerbücher, Jahrrechnungen und Inventarien mangelten. Desto mehr mußte die musterhafte Genauigkeit und Ordnung in den vorhandenen Handelsbüchern und die Leichtigkeit überraschen, mit der man sich über alle Details des Verkehrs vollständige Auskunft verschaffen konnte. In den tausenden Contiforrenti, welche er ausstellte, sind ihm so zu sagen nie Irrthümer nachgewiesen worden und alle seine Operationen wickelten sich prompt und sicher ab. Daher kam es, daß er mit seinen Geschäftsfreunden aus dem eigentlichen Handelsstande gewöhnlich einig ging, während er im übrigen Verkehr mit

Privaten und insbesondere mit Behörden nicht selten in Konflikt gerieth. Bei den Wasserbauten in der Nähe und Umgebung seiner Besitzungen ließ er Andere gern gewähren, forderte dann aber auch gleiche Rücksicht, und gerieth fast außer sich, wenn man sie ihm verweigerte. Es war bei einem solchen Anlasse, als er im vollsten Rechte zu sein glaubte, und nachdem der Prozeß in seinen ersten Stadien nicht ohne leidenschaftliche Einseitigkeit behandelt worden war, daß er sich zum thätlichen Widerstand durch seine Arbeiter gegen gerichtliche Beschlüsse hinreißen ließ und zu achttägiger Gefangenschaft verurtheilt wurde. Diese Strafe kränkte und erbitterte ihn sehr. Durch Anerbietung von bedeutenden Summen, welche er in die Armengüter einiger unbemittelter Gemeinden des Kantons schenken wollte, hoffte er die Staatsbehörden zu bewegen, sie ihm zu erlassen. Natürlich umsonst. In einem wohlgeordneten, nach sittlichen Grundsätzen regierten Staate beugt sich das Recht nie vor dem Gelde, und Kunz wanderte in's Gefängniß. Einer Nichte, der er durch sein Vertrauen nahe stand, und die ihn glaubte trösten zu müssen, antwortete er: „So eben erhalte ich im Kerker ein Briefchen. Wüßte ich nicht, von wem es ist (d. h. wäre es anonym), so glaubte ich, es käme von einer Weltweisen, die einem Niedergebeugten auf eine feine Art Trost und Erquickung bringen will. Alles, was du sagst, ist gar nicht übel ausgedacht. Man ist aber, wie du weißt, nicht immer gleicher Laune. Seit dem dein Mann hier war, bin ich ziemlich munter, nur der Uebergang in diese Neuigkeit ist mich etwas sauer angekommen, und allemal, wenn jemand die in Schutz nehmen

will, so werde ich etwas böse. Ich werde das wohl aushalten und später noch hie und da Einem die Meinung sagen, während J. glaubt, man sollte Jeden ruhig gehen lassen.“ Zwanzig Tage nach bestandener Haft sandte er gleichwohl an die armen Gemeinden die angebotenen Summen (fl. 3000. Nov. 1850).

Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen und die Röthe stieg ihm in's Gesicht, so oft man in traulichem Gespräche mit ihm auf die Justiz und die Beamtenwelt zu sprechen kam, und glaubte er sich von dieser Seite angegriffen, so erwachte sein gekränktes Ehrgefühl und riß ihn zu harten Aeußerungen hin. So war ihm von einem glarnerischen Beamten der öffentliche Vorwurf inhumaner Behandlung gegen seine Arbeiter gemacht worden. Diese Anschuldigung wies er durch Anführung von Gründen und Thatsachen ebenfalls öffentlich zurück. „Es ist wahrhaftig nichts leichter“, erwiderte er, „als mit großen Humanitätsphrasen um sich zu werfen, und, wie St., von Verstoß gegen die Menschlichkeit, von heilloser Ueberspannung der menschlichen Kräfte u. s. w. zu reden und zu schreiben. Eine schwierige Aufgabe aber ist es für Besitzer von industriellen Etablissements, in schlimmen wie in guten Tagen für genügende Arbeit, Absatz der Fabrikate, einen schönen Arbeitslohn und kurze Arbeitszeit zu sorgen. Gar viele von den Schweizergespinnsten müssen in die weite Welt wandern, Fracht und Eingangszölle bezahlen und dort die Konkurrenz mit den inländischen aushalten.“ — — „Die Geseze, welche den Arbeitern auf dem Felde, in den Werkstätten der Professionisten, in den Fabriken und auf den

Webstühlen gleiche Rechte einräumen, scheinen mir die vernünftigsten; die Sorge, daß sich die Leute krank, oder sogar zu Tode arbeiten ist unnöthig. — Wenn die Regierungen reformiren wollen, so haben sie, wie ich glaube, Nöthigeres zu thun. Sie sollten gegen das gewissenlose, verläumdungsfüchtige Schreibervolk, gegen die Händelstifter und die faulen pflichtlosen Richter und andern Beamten, wenn es deren hat, wie ich vermuthe, zu Felde ziehen. Da wären Reformen höchst nothwendig.“

So war Heinrich Kunz, als er auf der Höhe des Lebens stand, und bis nahe an sein sechszigstes Jahr. Da zeigten sich in seinen Gedanken, Urtheilen und Anschauungen die ersten Spuren des herannahenden Alters, das Wanken und Sinken seiner Kraft. Es wurde ihm nach und nach schwer, bei der großen Ausdehnung seiner großen Etablissements und der bedeutenden Anzahl von Arbeitern, Alles, wie früher, zu überschauen und zusammenzuhalten. Er griff nach Hülfe, und war unglücklich in seiner Wahl. Sein geistiges Auge fing an sich zu trüben; er durchschaute die Menschen nicht mehr. Durchtriebene Schmeichler und abgefeymte Schurken und Heuchler fanden je mehr und mehr williges Gehör bei ihm und endlich unbedingtes Vertrauen. Diese waren es, welche sich an die Spitze eines von ihnen organisirten Spionir- und Polizeisystems stellten und unter deren Fittigen sich eine zahlreiche Diebsbande bildete, die stahl und verschleppte wie und wo und so viel sie konnte. Man machte K. aufmerksam: er glaubte nicht daran, und

war demnach sehr betroffen, als, dem grenzenlosen Unfug und einer Krebsartia um sich greifenden sittlichen Verderbniß zu wehren, die Behörden endlich von sich aus einschritten, Hausdurchsuchungen und Verhaftungen und Verhöre mit einer Menge von Personen vornahmen und damit eine Riesenprozedur begannen, welche ohne Zweifel eine größere Zahl von Dieben und massenhaftere Veruntreuungen an den Tag gebracht hätte, wenn nicht ein Haupt dieser Bande im Untersuchungsverhaft durch Selbstmord der Justiz entgangen wäre. Erst jetzt überzeugte sich Kunz, welch schreckliche Unordnung in seinen Fabriken und unter seinen Arbeitern eingerissen war und grämte sich darüber außerordentlich. Ordnung ging ihm stets über Alles; auf die Art, wie er sie handhabte, war er stolz. Wie mußte es also seinem Ehrgeiz weh thun, daß die Welt dieß alles erfahren sollte; wie gerne hätte er alle Verluste dreifach getragen, wenn er dem Prozeß hätte vorbeugen und alles mit dem Schleier des Geheimnisses hätte verhüllen können. Tage lang wandte er in tiefen Gedanken versunken umher wie ein Schatten; er aß und trank nicht mehr und erholte sich nur langsam von dieser Niederlage vor sich selbst. Damit war sein Selbstvertrauen vernichtet und jeder neue Aufschwung der Kraft gelähmt. Er fing an sich genauer zu beobachten, und je mehr er die Abnahme seiner Kräfte gewahr wurde, desto mehr ließ er es sich angelegen sein, entweder in den Personen jüngerer Verwandter kräftige Stützen zu suchen, oder seine Besitzungen zu verkaufen. „Sie müssen sich meiner Sache annehmen, Sie müssen zu mir kommen und mir beistehen“, sagte er zu einem derselben, „oder sehen Sie, bei Gott, ich verkaufe

alles. Ich fühle es wohl: zuweilen kann ich noch regieren, zuweilen nicht!“

Wie sein Selbstvertrauen wich, wuchs sein Mißtrauen gegen Andere, und des so charakterfesten Mannes bemächtigte sich ein Wankelmuth, der seinem Ruf und seinem Ansehen gefährlich zu werden drohte. Mit zwei jüngern Verwandten schloß er gleichzeitig einen Societäts- und einen Kaufsvertrag ab. Als er den letztern unterschrieb, bemerkte ihm einer der Kontrahenten: „Herr Better, das ist für uns alle ein wichtiger Schritt.“ — „Allerdings“, war seine Antwort, „aber doch kein übereilter.“ Und dennoch scheiterte der Societätsvertrag an seinem Widerstand, und den Kaufsvertrag machte er durch einen Vergleich rückgängig, in Folge dessen er eine Besizung abtreten mußte. Bald hernach und nicht ohne langes Bedenken veräußerte er die Fabrik in Oberuster, die sein wahrer Augapfel gewesen, und wo er früher so viele heitere und trübe Tage verlebt hatte. Auch dieser Schritt reute ihn schmerzlich. Er zwang ihn, seinen Wohnsiß anderwärts aufzuschlagen. In Windisch mochte er nicht bleiben, es war ihm zu entlegen. Niederuster war nicht für ihn nach Wunsch eingerichtet. Das Leben in Zürich gefiel ihm nicht. Da kaufte er das Schloß Greifensee, in der Hoffnung, dort eine bleibende Stätte zu finden. Aber auch da fühlte er sich nicht behaglich. Endlich entschied er sich für Niederuster, um einigen alten guten Bekannten nahe zu sein.

Gegen Mitte Augusts d. J. unternahm er eine Vergnügungsreise nach München, besuchte einige Bekannte, verweilte etliche Tage in Cannstadt und kehrte — krank heim. Ein Fieber, als Vorbote des Typhus, hatte ihn ergriffen;

seine Kräfte schwanden zusehends. Er that sich Gewalt an, dieß zu verbergen. Ein kaltes Bad sollte ihn erfrischen; aber es war zu spät. Den letzten Besuch, welchen er empfangen, begleitete er bis zur Treppe, sank plötzlich zusammen und mit den Worten: „ich will!“ raffte er sich wieder auf. Die Klarheit seines Geistes trübte sich bald, um bloß für Augenblicke zurückzukehren. „Mir ist nicht mehr zu helfen“, war sein letztes Wort. Am 21. August entschlummerte er sanft in Mitte einiger seiner nächsten Verwandten und am 24. begleitete eine sehr zahlreiche Menge seine irdischen Ueberreste zur letzten Ruhestätte.

Heinrich Kunz ist nie verheirathet gewesen; die Segnungen einer glücklichen Ehe kannte er nicht. Nachdem er in den Jahren 1830–32 fruchtlos um die Hand einer unbemittelten, aber verständigen und gemüthlichen Tochter geworben, gab er diesen Gedanken für immer auf. Schade, daß die schönen Gemüthsanlagen, die er bei verschiedenen Anlässen beurkundete, nicht im Schoße einer liebenden Familie ihre höhere Ausbildung gefunden, wie ganz anders, wie viel glücklicher würde er gewesen sein, und welchen Segen hätte er um sich verbreiten können. Er zeigte sich stets, wie er war. Im strengsten Winter, wie bei der größten Sommerhize sah man ihn oft, selbst noch in vorgerückterem Alter, weite Fustouren machen, während seine Pferde müßig im Stalle weilten. Er war ein rüstiger Gänger. Seine äußere Erscheinung hatte nichts Auffallendes für den flüchtigen Beobachter, wer ihn aber in Gang und Haltung in seinem blauen Frack, seinen knapppanliegenden Beinkleidern, mit seiner stereotyp gewordenen weißen Halsbinde und seinem nachlässig getragenen Hute genauer betrachtete, ahnte oder erkannte in ihm eine scharf ausgeprägte Individualität. „Dieser

Mann ist ein Narr oder Genie," sagte im großen Kuriaal zu Wiesbaden ein hannöberischer Geistlicher zu einem zürcherischen Gaste. „Mein Herr, er ist das letztere weit eher, als das erstere," war die Antwort und nach einigen weitern Erklärungen schloß der Fremde: „Dacht' ich mir's doch, in diesem Manne ruhe eine bedeutende Kraft." Ein abgeschwornener Feind alles Scheins und aller Heuchelei und Verleumdung ging er seinen Weg, unbekümmert um das Urtheil der Menge. Nach politischem Einfluß hat er nie gestrebt. Jene Volksbeglückter, welche hinter den Wirthstischen lehren, wie der Staat regiert werden müsse, waren ihm ein Gräuel. Zweimal wurde er in den Großen Rath gewählt, 1842 sogar indirekt, als eine Anerkennung seiner Verdienste um die Industrie. Und in der That, wer das Linththal durchwandert und das Dorf Uster durchzieht, wer sich beide denken kann, wie sie vor 20—30 Jahren gewesen, wird gestehen müssen, daß Kunz durch seinen Unternehmungsgeist, wie durch einen Zauber überall zur Nacheiferung anspornte, und dadurch alle Segnungen des Wohlstandes in jenen Gegenden, wie in andern verbreitet hat. Sein glückliches Vorgehen, sein glänzendes Beispiel hat hauptsächlich dazu beigetragen, daß dem Kanton Zürich die bedeutsame, in so manche Verhältnisse, namentlich auch des Handwerksstandes tief eingreifende Industrie der Baumwollspinnerei, in solch' hervorragender Weise zu eigen geworden ist. Die Arbeitskraft des Menschen ist der größte und unverstiegbarste Nationalreichtum. Diesen Gedanken veranschaulichte Kunz durch sein ganzes Leben.

Fehlerfrei war er durchaus nicht; nichts desto weniger wird sein Name in den Kreisen, denen er eigentlich angehörte, noch lange fortleben, nachdem das Andenken derer verschwunden ist, die jetzt Steine auf sein Grab werfen.
